

«Dies mystische Ding, Mutter aller verrückten Formen»

## **Die Wirtschaft als Glaubenssystem, und inwiefern der Kapitalfetischismus die ZKB-Eskapaden erklärt. Ein paar Erwägungen.**

Von Stefan Howald

«SF Börse» ist zweifellos die überflüssigste Sendung des Schweizer Fernsehens. In zweieinhalb Minuten, täglich zwischen «Schweiz aktuell» und den Hauptnachrichten, servieren diverse SprecherInnen mit süssem Lächeln die Börsenkurse, picken ein Unternehmen heraus, zu dem ein Experte eine Banalität absondert, und schliessen mit einem müden Witzchen. Seit ihrer Einführung im August 2006 hat die Sendung noch nie einen Primeur geliefert; wenn etwas Spektakuläres passiert, wie die Börsenkrise in China, oder Raider-Angriffe auf Schweizer Firmen, muss das in den Hauptnachrichten ausführlicher behandelt werden, und für Börsenspezialisten ist die Sendung sowieso nicht gedacht.

So überflüssig «SF Börse» sein mag, behauptet sie doch ihren Sinn, oder gleich dreierlei Sinn: Sie macht die Börse zur alltäglichen Neuigkeit, demonstriert, wie man dort Geld verdienen kann, und unterstellt, dass sich deren unergründliche Gesetze allen Steuerungen entziehen.

Die Börse als Volkssport begann in der Schweiz vor kaum zwei Jahrzehnten. 1990 besaßen 12 % der Bevölkerung Aktien, dann kam eine neue Goldgräberzeit mitsamt den Versprechungen des Mannes mit der Fliege, und im Jahr 2000 war jeder dritte Schweizer Aktienbesitzer. Doch mit dem Börsencrash geriet der «Volkskapitalismus» in die Krise. Seit 2004 stagnieren die AktienbesitzerInnen bei 20 Prozent, wobei der Anteil in der deutschen Schweiz doppelt so gross ist wie im Welschland und im Tessin, und doppelt so gross bei Männern wie bei Frauen.<sup>1</sup> Zusammen mit Einlagen in Anlagefonds sind es 34,5 % der Bevölkerung, doppelt so viele wie in Deutschland und mehr als in den USA.

Tatsächlich wird der Beitrag des Bankgewerbes zur Schweizer Wirtschaft tendenziell überschätzt. Der Anteil der Beschäftigten im Kredit- und Versicherungswesen ist seit 1991

---

<sup>1</sup> Teodoro D. Cocca/Rudolf Volkart/Stefan Schmid: Equity Ownership in Switzerland 2006. Universität Zürich 2006.

zurückgegangen, von 6,5 auf 5,7 %, wobei die Banken die bessere Hälfte stellen. Über deren Anteil am Bruttoinlandprodukt kann man sich nicht genau einigen: Während es beim Bundesamt für Statistik und bei der Bankiervereinigung 9 % sind, dürfen es in einer soeben publizierten NZZ-Sonderbeilage zum Finanzplatz Schweiz auch schon mal «rund 15 Prozent» sein, und Privatbankier Konrad Hummler redet an der selben Stelle gar von «15 bis 20 %».<sup>2</sup>

Aber das kennen wir ja von allen Wirtschaftsberichten, dass sich Kaffeesatzlesen mit wissenschaftlichen Ansprüchen verknüpft.

### **Ein Geldschöpfungsmultiplikator**

Trotzdem ist nicht zu bestreiten, dass der Bankensektor der Schweizer Volkswirtschaft überproportional viel Geld einträgt. Und zwar durch eine Vielzahl von Dienstleistungen, durch immer raffiniertere Anlagemöglichkeiten, vor allem für ausländische und reiche Kunden. Zu diesen Instrumenten des Casino-Kapitalismus haben Oliver Fahrni, Michael Krätke und Gian Trepp in den vergangenen WoZen schon Etliches gesagt. Sie haben auch auf die Abkoppelung der Finanzsphäre von der Realwirtschaft hingewiesen, auf Gefahren und Krisenanfälligkeit dieser scheinbar magischen Geldvermehrungsmaschine. Für Adam Smith, den angeblichen Ahnherrn des heutigen Wirtschaftssystems, war es noch unvorstellbar, dass Banken längerfristig Mehrwert schaffen könnten. Zwar mögen ein paar der neuen Instrumente bestimmte Funktionen erfüllen, wie Absicherung bei extremer Unsicherheit und bessere Allokation von Geld; aber in einer ‚rationalen‘ Volkswirtschaft wären die meisten überflüssig. Nichtsdestotrotz bezweifeln wir ihre Wünschbarkeit und Notwendigkeit nicht.

Nun beruhen alle grundlegenden wirtschaftlichen Instrumente zu einem gewissen Grad auf einer kulturellen Übereinkunft, ja, einem Moment des Glaubens. Dass ich mir mit einem Stück bedruckten Papiers handfeste Dinge kaufen kann, ist nur möglich, weil sowohl ich wie auch der Verkäufer der Ware wissen, oder daran glauben, dass er dieses Stück Papier seinerseits gegenüber einer dritten Person wiederum gegen Waren eintauschen kann. Die judäo-christliche Tradition hat den «Götzen Mammon» deshalb kontinuierlich als Konkurrenz von Religion begriffen und kritisiert. Umgekehrt ist die Wirtschaft immer wieder mit der Religion verglichen worden.

---

<sup>2</sup> Sonderbeilage Finanzplatz Schweiz, Neue Zürcher Zeitung, 20.6.2007.

Mit dem im 18. Jahrhundert aufgekommenen und mit der Industrialisierung explodierten Kredit – Schuldscheinen in grösserem Ausmass – bekommt Geld eine zusätzliche Funktion. Als Einzelfall betrachtet, ist Kredit ein Vorschuss. Zugleich ergibt sich mit ihm die Möglichkeit, neues Geld zu schaffen. Eine Bank kann das bei ihr einbezahlte Geld an eine andere Bank verleihen, die damit ihrerseits im Pyramidenprinzip Kredite finanziert. In der ökonomischen Theorie wird das als Geldschöpfungsmultiplikator bezeichnet, und es gibt eine schöne Formel und eine Grafik dazu. Dieser Schöpfungsakt aus dem Nichts wird schmerzhaft sichtbar in einer Krise: Wenn plötzlich alle Bankkunden ihr Geld zurückwollen, und es ist nicht genügend da, weil die Kredite nur ein versprochener Vorschuss waren.

Karl Marx hat schon 1867 geschrieben: «Der öffentliche Kredit wird zum Credo des Kapitals.» Auch andere Denktraditionen verwenden ähnliche Formulierungen. Yoshi Frey etwas erläutert in dem 2005 erschienenen Buch «Der gläubige Schuldner»: «Wenn wir zur Bank gehen, um Geld zu leihen, gleicht dies einem Gang zum Priester. Wir beichten dem Bankier unsere Lebenssituation, und er beurteilt unsere Festigkeit im Glauben an die Dogmen der Geldreligion.»

### **Ein paar Gründe**

Der Ökonom John Kenneth Galbraith hat einmal gemeint: «Der Prozess, durch den Banken Geld erzeugen, ist so einfach, dass der Verstand davon zurückgestossen wird und es gar nicht akzeptieren will.» Dass ein so grundlegendes Mittel unserer Wirtschaft wie der Kredit auf so verblüffende, dubiose und riskante Weise funktionieren soll, ist eine Zumutung, verletzt sozusagen unsere Dignität. Das ist eine schöne, wiewohl nicht ganz überzeugende Erklärung.

Yoshi Frey spricht davon, das moderne Kreditsystem beruhe «auf der Täuschung unseres Bewusstseins». Noch deutlicher: «Die Menschen wurden raffiniert zur Anerkennung einer Schuld hereingelegt, die keinen innewohnenden Wert hatte.» Das ist die alte Priestertrugtheorie: Böse Menschen haben uns Dümmlinge verführt. Wenn wir sie nur durchschauen und zum Teufel jagen, oder ihnen zumindest nicht mehr folgen, ist alles gut. Aber das ist zu einfach.

Karl Marx hat dagegen den Begriff «Fetischcharakter der Ware und des Geldes» verwendet. Damit spielt er zwar auch auf ein «Zauberwerk» an, das uns etwas vorgaukelt. Was Resultat

menschlicher Handlungen ist, wird als übermächtiges Naturgesetz erfahren, das die Menschen beherrscht. Geld erscheint als Wert an sich, wo es doch nur ein Mittel ist, die materiellen Tätigkeiten der Menschen auszutauschen. «Das Geheimnisvolle der Waren- und Geldform besteht also einfach darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt.» So erscheinen Kredit und Kapital als Fähigkeit und Macht, dass Geld mehr Geld aus sich heraus zu gebären vermag.

Doch der Begriff vom Fetischcharakter meint mehr als Bewusstseinstäuschung. Der Fetischcharakter ist nicht nur eingebildet, eingeredet, sondern ‚real‘: So funktioniert die Wirtschaft. Wir bewegen uns alltäglich darin, und werden alltäglich davon geprägt. Dass wir Kapitalzinsen zahlen, ist real und insofern ‚wahr‘; nicht, weil Kapital tatsächlich Zins produziert, sondern weil die wirtschaftliche und soziale Verfassung unserer Gesellschaft dem Kapitalbesitzer einen Zins zuerkennt. Marx nennt das zinstragende Kapital «dies mystische Ding, Mutter aller verrückten Formen». Wenn er von einer «Religion des Alltagslebens» spricht, in der man sich einrichtet, so anerkennt er zugleich die Macht dieser Religion.

### **Die allein herrschende Alltagsreligion**

Als grundsätzliche Analyse scheint mir das weiterhin zutreffend. Wir alle wissen ‚eigentlich‘, dass das Geld, das wir auf die Bank bringen, nicht arbeitet. Und dennoch glauben wir daran, dass wir Anrecht auf mehr Geld auf unserem Bankkonto und unserem Kapital haben. Denn solche alltäglichen Denk- und Handlungsformen werden durch ideologische Zuarbeitungen verfestigt. So hat die Macht dieser «Alltagsreligion» in den letzten 20 Jahren unvergleichlich zugenommen, durch die Individualisierung, die alle Menschen stärker auf den Markt wirft, durch den Siegeszug des Neoliberalismus, der Gewinnstreben zum alleinseligmachenden Prinzip erklärt hat. Die Börse, lange Zeit anrühlich oder esoterisch, ist ein sichtbarer Ausdruck davon. Uns als KundInnen sollen sich neue Perspektiven für unser bescheidenes Vermögen auftun. «SF Börse» versichert jeden Tag zweieinhalb Minuten lang, dass man von all diesen Börsenoperationen mit etwas Glück und Schläue durchaus profitieren kann. Die CS informiert mich in einem Werbebrief, dass ich auf ihrer Webseite einen neuen praktischen Finanzrechner vorfinde, der meinen theoretischen Vermögenszuwachs auf fünfzig Jahre hinaus berechnet.

Der Kampf darum, ob das Börsenroulett von allen Gesellschaftsmitgliedern als alltägliche Erfahrung akzeptiert wird, ist noch nicht entschieden. Entschieden ist er allerdings in der Wirtschaft. Entsprechend hat etwa die bedächtige Zürcher Kantonalbank dem Druck der Branche nachgegeben und sich nicht nur in den Geschäftspraktiken angeglichen, sondern teilweise auch eine Verhaltenskultur übernommen, in der Geld gleich Macht gleich Sex ist.

## **Paradoxien**

Hinzu kommt die Spezifik des Schweizer Finanzkapitals, die uns seit 50 Jahren eingebleut wird. Jedes Jahr gibt die Schweizerische Bankiervereinigung eine Umfrage in Auftrag und verkündet dann, wie angesehen das Bankgewerbe sei. 2006 hatten 59 % eine positive bis sehr positive Meinung davon, nur 15 % eine negative. Die Banken werden als wichtigster Wirtschaftsfaktor der Schweiz eingeschätzt: 67 % halten deren Beitrag zur Wirtschaft für sehr wichtig, während es bei Pharma und Chemie 61 % sind, bei der Maschinenindustrie 44 %, beim Tourismus 40 % und bei der Landwirtschaft 30 %.<sup>3</sup> Wenn man freilich das Kleingedruckte in der Umfrage betrachtet, kommen Überraschungen zum Vorschein: Eine Mehrheit findet, die Banken täten zu wenig gegen Geldwäscherei und Diktatorenelder, eine klare Mehrheit meint, die Banken kümmerten sich ungenügend um Schweizer KundInnen und um Schweizer KMU, und eine erdrückende Mehrheit glaubt, die Banken scherten sich einen Dreck um junge, innovative Unternehmen und seien zu wenig transparent. Wobei die Resultate für die Grossbanken noch vernichtender als für die Lokal- und Kantonalbanken ausfallen. Mit andern Worten: In vielen Bereichen wird der lausige Service der Schweizer Banken kritisiert, und trotzdem wird ihnen ein gutes Gesamtimage zugesprochen.

Man müsste für solche Paradoxien ein wenig Ideologie- und Diskursanalyse betreiben. Die Macht des faktischen Arguments, da die Banken wichtig seien, könnten sie nicht gar so schlecht sein, setzt sich über die konkreten Erfahrungen hinweg, und all die Kampagnen für einen Finanzpatriotismus zeigen ebenfalls Wirkung.

Im neuen «Spiegel-Extra Schweiz» rechnen die Schweizer Wirtschaftsführer die Schweizer Tugenden vor: Keine Einmischung der Politik in die Wirtschaft, hohe Arbeitsmoral, schwache Gewerkschaften, flexible Steuergesetze. Die mittelständische Version des Finanzpatriotismus liefert Konrad Hummler, der den Erfolg des Schweizer Finanzplatzes damit begründet, dass

---

<sup>3</sup> Aktuelle Bankenfragen 2007. Meinungen und Vorstellungen der Schweizer Bürger. Lausanne 2007.

hierzulande, praktisch einmalig auf der Welt, keinerlei «Konfiskationsabsichten» gegenüber dem «produzierenden Mittelstand» bestünden. Worauf die Geschichtsphilosophie in Fahrt kommt: «Die Menschheitsgeschichte lehrt, dass der produzierende Mittelstand eigentlich zu jeder Zeit von Konfiskationen bedroht war. [...] Das 20. Jahrhundert brachte mit Kriegen, Hyperinflation, Holocaust und Währungseinschnitten von konfiskatorischer Wirkung einmal mehr vor allem den produktiven Mittelstand in höchste Bedrängnis.» (NZZ, 20.6.2007, SB 15)

Natürlich weiss der gute Doktor Hummler, dass der Schweizer Finanzplatz weniger vom deutschen Zahnarzt als vom post-sowjetischen Oligarchen profitiert. Er weiss vermutlich auch, dass der Schweizer Bankensektor nicht so viel Gewinn einfährt, weil er rational so viel zur Volkswirtschaft beiträgt, sondern weil ihm im gegenwärtigen ökonomisch-politisch-kulturellen Gefüge so viel Geld für seine Tätigkeit zugestanden wird. Es ist kein ökonomisches Gesetz, dass Investmentbanker bei einer Fusion abzocken, sondern es ist das Resultat einer politisch-kulturellen Konstellation, die entsprechende Stundenansätze und Kommissionen und Boni zulässt.

Umgekehrt ist die Realität auch gerade deshalb wieder so mächtig, weil kaum mehr eine Alternative in Sicht ist. Wir brauchen zumindest Denk-Alternativen, von der anscheinend rettungslos diskreditierten Planung bis zu zinslosen Wirtschaftsformen im Kleinen. Für die Einübung neuer Denk- und Handlungsformen mag vieles recht sein, die Abzocker-Initiative ebenso wie die Diskussion um den verantwortungsvolleren Einsatz von Geldern durch Pensionskassen: Alles, um den Fetischcharakter durchschaubar zu machen. Danach kann es vielleicht an die Aufhebung gehen.

Dieser Text erschien leicht verändert unter dem Titel «Gepriesen sei der Finanzpatriotismus» in der Zürcher Wochenzeitung vom 12.7.2007, S. 6.